Mai 2020
KuPoGe – Open Call für Essays zur Corona-Krise

In Beziehung gehen

Gedanken entlang des kulturellen Transformationsparadigmas in Zeiten von Covid-19

Ein Essay von Patrick S. Föhl und Suse Klemm

Auf den ausgetretenen Pfaden der »Krise als Chance«

Das Beschwören der »Krise als Chance« gehört nicht erst seit der Corona-Pandemie zum Grundrauschen in kulturpolitischen und kulturmanagerialen Diskursen. Allerdings scheint dieser Ausruf im Kontext von Covid-19 reichlich euphemistisch angesichts der unzähligen damit verbundenen menschlichen Schicksale. Zugleich wirkt er mitunter ein wenig einfältig, haben die vergangenen Jahre und Jahrzehnte doch gelehrt, dass Krisen nicht automatisch zu sinnvollen Veränderungen führen. Man denke nur an das vom Soziologen Andreas Reckwitz konstatierte liberale Dynamisierungsparadigma. Der planende Staat sollte sich immer weiter zurückziehen, die Märkte regulieren und Individualisierung sowie Globalisierung die gesellschaftliche Entwicklung vorantreiben. Spätestens in den 2000er Jahren wurde aber deutlich, welche unerwünschten Konsequenzen mit dieser Strategie einhergingen. So stellte die Philosophin Isolde Charmin fest, dass das, was uns derzeit in der Krise rettet, die Restposten des alten Sozialstaates sind, da der Markt Bedrohungen wie Covid-19 nicht regeln kann. Sie fordert als Konsequenz neue Konzepte des öffentlichen Gutes und des Gemeinwohls.

Brauchen wir jetzt eine Rolle rückwärts zum »starken Staat«? Sicherlich nicht. Aber eine aus Gewohnheit ambitionierte, sinnentleerte und haltungsfreie Rolle vorwärts brauchen wir noch weniger. Um was geht es wirklich? Es gab und gibt viele gute Gründe, verkrustete öffentliche Strukturen aufzubrechen. Es ist sinnvoll, marktwirtschaftliche Mechanismen zu antizipieren, Mitbestimmung einzufordern und – anstatt gängiger Behauptungen, wie die Systemrelevanz von Kultur – mehr Fragen zu stellen, gehaltvolle Antworten zu finden, denen stimmige Taten folgen. Vielleicht kann man rückblickend feststellen, dass die Fixierung auf Transformation den Blick auf die Kraft und das Potenzial bestehender Strukturen verstellt hat. Viel zu häufig gab es das Denken in schwarz oder weiß, in alt versus neu oder im sektoralen Spannungsverhältnis zwischen öffentlichen Einrichtungen und Freier Szene. Warum war das so? Das bloße – nicht lösungsorientierte – Kritisieren bestehender Zustände sowie Strukturen ist gesellschaftlich akzeptiert und die Transformation selbiger ist zugleich besonders mühsam und heikel. Die Inhalte und Bedeutungen des Begriffs Transformation scheinen häufig grundsätzlich nicht erfasst zu werden, insbesondere, wenn dieser als Modewort verwendet wird. Zudem werden die Anforderungen transformativer Arbeit selten in ihrer Tiefe erfasst.

Innehalten, Beobachten, Zuhören und Wahrnehmen als Werte an sich

Ohne Frage verlangt Transformation nach Schlüsselmomenten der Erkenntnis und Motivation, dass es sich lohnt, Innovationen zu suchen und mutig umzusetzen, aber zugleich für Bestehendes zu kämpfen, und dass klare Haltungen gewürdigt und nicht zugunsten lähmender Konsense bestraft werden. Solche Momente liegen natürlich besonders kraftvoll in existentiellen Krisen. Und: der Ausruf »Krise als Chance« ist nicht immer falsch. Als Frage gestellt ist das, was nach dem Ausruf gewöhnlich passiert. Pragmatismusparolen bergen die Gefahr, wieder in der Falle des Dynamisierungsparadigmas zu landen. Durch die deutsche Wiedervereinigung, die Wirtschaftskrisen der letzten dreißig Jahre, die Mechanismen der Globalisierung und die wachsenden Anforderungen einer digitalen Gesellschaft leben wir längst im permanenten Wandel. Eine echte Chance mit enormem Wert könnte nun in den leisen menschlichen Fähigkeiten liegen: Innehalten, Beobachten, Zuhören und Wahrnehmen. Die größte Herausforderung ist es, die Zustände, die durch sie verstärkt sichtbar werden, auszuhalten, und dem unangenehmen Druck, den sie auslösen können, sich nicht gleich durch hektisches Tun zu entziehen. Ehrliche Fragen zu stellen und nicht sekundenschnell die automatisierten Antworten liefern. Das Unbekannte ist nicht neu, wenn wir es mit Bekanntem füllen. Was haben wir in den letzten Jahren gelernt? Wozu wollen wir diese Ausnahmephase nutzen? Was gilt es einzufordern? Was müssen wir unbedingt in der Nach-Corona-Phase aus dieser beibehalten? Was können wir zukünftig (noch) besser machen? Was müssen wir tun, um offensichtliche Schwachstellen im »System« zu beheben? Dies alles sind noch die einfacheren und zum Teil gewohnten Fragen. Es muss gleichwohl mutiger und enttabuisierter gefragt werden. Was machen wir eigentlich Tag für Tag? Wozu und womit füllen wir unsere überladenen Tage? Was wollen wir eigentlich wirklich? Was brauchen wir wirklich? Was wollen wir uns trauen? Und was lassen wir lieber sein?

Wir müssen diese Fragen mit aller Nachdrücklichkeit stellen und in uns aushalten. Das Unangenehme, den Irrsinn, den Zweifel, die Verführung, die Unaufrichtigkeit und das Nichtwissen. Außerdem müssen wir natürlich für deren Beantwortung kämpfen – hinter und auf der Bühne und in Beziehung gehen. Denn die Zwangspause und ihre Erkenntnisse führen nicht automatisch zu einer »besseren Welt«. Der Theaterregisseur Thomas Ostermeier sprach hier kürzlich vom »Corona-Kitsch aus den wohlsituierten Kreisen«. Er nennt ein solches Denken unhistorisch und sieht eher die Gefahr, dass sich soziale Gegensätze verschärfen werden.

Gehen wir noch ein Stück weiter. Die Gefahr ist groß, dass die innere Apathie wahrhaftige Fragen zu stellen und auszuhalten, wächst und uns noch mehr in den Sumpf der Alltags-und Beziehungs-Simulationen hineinzieht. Der gegenwärtige »Stresstest« zeigt also bestenfalls auf, an welchen Stellen wir stark reagiert haben, aber auch, wo die Dinge im Argen liegen (werden). Wir haben viele Überraschungen erlebt und können beobachten, wie schnell Veränderungen möglich sind, wenn es drängt. Nochmals: Wir müssen solche Stellen erst einmal wahrnehmen und weniger verstehen wollen. Damit schaffen wir einen Ausgangspunkt für wahrhaftigere und somit nachhaltigere Transformationsschritte und könnten laufende Prozesse neu beflügeln.

Was wir schon wussten und spürten …

Abschließend lohnt sich folglich ein Blick in die Transformationspraxis, denn solch ein Weg würde keineswegs bei Null anfangen. Wir wissen bereits an vielen Punkten, welche Veränderungen notwendig sind; zahlreiche Ansätze sind längst formuliert und dauerhafte Diskursräume zur Entwicklung neuer Formate angedacht. Blicken wir zum Beispiel auf all die Bemühungen im Feld der Teilhabe, der Dritten Räume, im Schaffen digital-analoger Strategien oder der Re-Politisierung von Kulturarbeit bzw. die Forderung nach klaren Haltungen. Oder legen wir all die Ergebnisse der zahllosen Kulturentwicklungsplanungen der letzten Jahre nebeneinander.

Woran es dagegen nicht selten mangelte, ist der nötige Schwung, das richtige Klima und der lange Atem zur Umsetzung weitreichender (Transformations-)Maßnahmen. Die Corona-Pandemie macht bei aller Tragik deutlich, dass wir zur »alten Normalität« nicht mehr zurückkehren werden können, auch wenn es an vielen Stellen versucht wird. Es ist abzusehen, wie sich die Pandemie finanziell und strukturell auf den Kulturbereich auswirkt, und wie sich vor allem viele privatwirtschaftliche sowie gemeinnützige Akteur*innen nicht mehr lange über Wasser halten werden können. Je länger Schließungen bzw. drastische Auflagen den Kontakt zum Publikum kappen oder stark eingrenzen, umso schwieriger wird es, Kontakt zu halten. Corona wirkt hier aber zugleich als Filter, längst bekannte Versäumnisse und Makel schonungslos sichtbar zu machen.

Wie geht es nun weiter? Zum einen zeigt sich bereits der zunehmend artikulierte Bedarf nach weitreichenden Konzeptionen zum Umgang mit den bekannten – und durch Corona beschleunigten – Herausforderungen. Zum anderen steigt der Bedarf für Kollaborationen, für das Herstellen wahrhaftiger Beziehungen. Bereits vor der Corona-Krise zeichnete sich über Jahre ab, dass ein Großteil transformatorischer Schritte nicht ohne Kooperationen zu schaffen ist. Wenn die Düsseldorfer Privattheater vorschlagen, im Schauspielhaus und der Oper zu spielen, wenn diese nicht gebraucht werden, da sie angesichts der neuen Auflagen nur mit Verlust in den eigenen Häusern aufführen können, dann kündigt sich vielleicht ein neues Zeitalter des in Beziehung-Gehens an. Dann brauchen wir neben Hilfefonds mehr unterstützende und koordinierende Strukturen, um den Netzwerkaufbau im Kulturbereich zu fördern. Dann sind die vielfachen Forderungen nach den Kulturämtern der Zukunft als Koordinationsknoten endlich einzulösen, dann bekommen die vielen Kulturpläne der letzten Jahre eine ganz neue Bedeutung. Und diejenigen, die gerade geschrieben werden, können sich ausführlich diesem Thema annehmen.

Wie wollen wir (zusammen) leben?

Die Zeit ist folglich reif, dass die Künstler*innen, die Kulturschaffenden und die Kulturermöglicher*innen noch mehr aus ihren Silos heraustreten und dem Anspruch an eine Kulturpolitik als Gesellschaftspolitik Leben einzuhauchen. Die Zeit ist reif für mutige Erzählungen und deren Einlösung. Die Zeit ist reif, dem seit Jahren – und durch das »Abstand halten« beschleunigte – wachsende Bedürfnis nach Orten der Kommunikation und des gesellschaftlichen Miteinanders nachzukommen. Es ist an der Zeit, die Frage zu

stellen und auszuhalten, »wie wir zusammenleben wollen?« (Narrativ der Kulturkonzeption der Stadt Kassel aus dem Jahr 2019) und welche Rollen Kunst und Kultur dabei spielen wollen und können.

Dr. Patrick S. Föhl, Berlin
Leiter des Netzwerk Kulturberatung, Berlin

Suse Klemm, Berlin
Inhaberin der Praxis Seelenklima, Berlin